Nummer 64 — Dienstag, 17. März 1925

Berliner Familien-Zeitung

John Rhode

A.S.F.

Der Weg in das Traumland

Deutsche Uebertragung von Wilhelm Cremer

[29. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Sobald das Essen vorüber war, gingen Frank und sein Wirt nach den Gartenanlagen. Richard Westwood nahm einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür in der Mauer. Sie befanden sich jetzt in einer zweiten Einfriedigung, an deren Seite sich eine Reihe hoher Gewächshäuser lehnte. Sie betraten diese an einem Ende, und Richard Westwood begann nunmehr seine Schätze zu zeigen.

„Sie wissen," sagte er, „daß ich als junger Mann einige Jahre in Südamerika verbracht habe, und es ist eines meiner Steckenpferde, so viel wie möglich von der Flora dieses Landes zu besitzen. Natürlich muß das meiste im Treibhaus gehalten werden, obgleich einige Blumen während des Sommers in einer geschützten Lage im Freien stehen."

Langsam gingen sie durch die glasgedeckten Räume, wobei Mr. Westwood Frank die interessantesten Pflanzen zeigte. Als sie sich dem Ende näherten, erschien aus einem der Seitenwege ein schlanker, dunkelhäutiger Mann mit tiefliegenden Augen und einem seltsam geschorenen Kopf.

„Dies ist der famose François, vor dem die Damen solche Angst haben", sagte Richard Westwood mit leiser Stimme. Dann trat er auf den Obergärtner zu und fragte ihn irgend etwas in einem schnell gesprochenen Spanisch. François nickte und gab eine kurze Antwort. Franks flüchtige Kenntnis des Spanischen reichte gerade so weit, daß er verstand, es sei etwas gepflückt worden. Alles andere entging seinem Verstehen.

„Sprechen Sie Spanisch?" fragte sein Wirt, als er wieder an seine Seite trat.

„Nur ein paar Worte", antwortete Frank. „Ich schnappte etwas von Pflücken auf, das war alles."

„François ist in der spanischen Sprache aufgewachsen, und ich benutze gern die Gelegenheit, um meine unbeholfene Zunge etwas zu üben", sagte Richard Westwood lächelnd. „Sie haben übrigens soweit ganz richtig verstanden. François hat eine besondere Fruchtart gepflückt, die meine Tochter sehr liebt. Er wird sie heute nachmittag ins Schloß schicken."

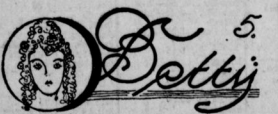
Sie wandelten noch durch die übrigen Häuser, und als sie am Ende herauskamen, war es Zeit, ins Schloß zurückzukehren. Auf dem Wege dahin begegneten sie Mr. Manton, der in seiner gewohnten hastigen Art nach den Gärten eilte.

Richard Westwood hielt ihn an. „He, Manton!" rief er. „Wir fahren zum Abend nach Dinard. Haben Sie nicht Lust, mitzukommen?"

Es schien Frank, daß es in Mr. Mantons Augen hinter den großen Brillengläsern plötzlich aufblitzte, als ob er einen Wink verstände. „Es tut mir sehr leid, Mr. Westwood", sagte er. „Aber ich bin gerade bei einer Arbeit, die ich nicht so lange allein lassen darf. Es ist ein großes Experiment, das mich mehrere Tage in Anspruch nimmt."

Das letztere hatte er in einem erregten Tone gesagt. Richard Westwood nickte ihm zu. „Ich verstehe", sagte er. „Lassen Sie sich nicht stören."

Mr. Manton eilte davon, während Frank und sein Wirt nach dem Schlosse gingen, wo schon das Auto auf sie wartete. Erst nach Mitternacht kehrten sie wieder zurück.



5. Betty

Während der übrigen Tage seines Aufenthalts auf Val Fleuri hatte Frank wenig Gelegenheit, mit Therese allein zu sein. Nicht, daß sie ihm irgendwie auswich, aber ihre ganze Zeit schien durch ihren Vater in Anspruch genommen zu sein. Frank war in weitem Maße auf sich selbst angewiesen und verbrachte die Tagesstunden mit Spaziergängen durch die schönen Anlagen und mit Ausflügen in die Umgebung. Mr. Manton sah er selten, dieser sich abschließende Mensch schien ganz in das Experiment aufzugehen, von dem er Richard Westwood erzählt hatte.

Trotzdem ging Frank mit großem Bedauern fort. Er hatte wirklich Genuß von seinen Ferien gehabt, und mit Widerwillen dachte er daran, in sein Amt zurück zu müssen. Seltsamerweise machte ihm der Abschied von Therese nur geringe Schmerzen. Er war so wenig mit ihr zusammen gewesen, daß er sie auch in London kaum seltener hätte sehen können, doch hat ihn Richard Westwood vor dem Fortgehen, sobald er sich freimachen könnte, einen Besuch zu wiederholen. Er begriff, daß Therese auf Val Fleuri vollkommen glücklich war, daß er sich ihretwegen keine Besorgnisse zu machen brauchte, und konnte daher ihrem nächsten Besuch in der Stadt mit Gleichmut entgegensehen. Inzwischen fand er für seine nicht gerade auf das Ernsthafte gerichteten Neigungen ein reichliches Zerstreuungsfeld. Die Arbeit im Ministerium beschäftigte ihn in einer angenehmen, nicht zu anstrengenden Art. Jedenfalls war es für ihn bezeichnend, daß es Unterhaltung und nicht Politik war, der er sich am ersten Abend nach seiner Rückkehr widmete.

Er verließ das Amt schon früh. Sein Chef weilte noch in Schottland, und es gab eigentlich wenig, was ihn aufhielt. Er ging sofort nach Plimsolls Laden und wurde auch gleich von Betty eingeladen, nach oben zu kommen und Tee zu trinken. Ihr Vater war einstweilen noch von einer ganzen Schar von aristokratisch aussehenden Kunden in einem besonderen Geschäftsraum in Anspruch genommen.

„Es sind alles feine besonderen Kunden," erklärte Betty, „Leute, die regelmäßig herkommen. Er bedient sie immer selbst und will nicht, daß ich mich jemals einmische. Ich glaube, er plaudert viel lieber mit ihnen über all den alten Kram da unten als mit mir, und es scheint ihm gleich zu sein, ob sie etwas kaufen oder nicht. Aber nun erzählen Sie mir von Ihren Ferien. Wie hat es Ihnen gefallen und was macht Miß Westwood?"

Betty und Therese hatten sich nie getroffen. Betty hatte nie ein Verlangen danach geäußert, und Frank es auch nie angeregt. Ihm fiel ein, daß Therese wohl kaum Verständnis für seine Freundschaft mit Plimsolls Tochter haben würde. Aber Betty hatte er alles über Therese erzählt und auch seine Besuche in dem Hause auf dem Grosvenor Square geschildert. Doch hatte er von seiner heimlichen Liebe für diese glänzende Gesellschaftsdame nichts erwähnt.

„O, Therese geht es gut", antwortete er obenhin. „Es ist ein großartiges Besitztum, und es wundert mich nicht, daß der alte Richard Westwood so selten in die Stadt kommt. Er findet dort alles, was ein Mensch sich wünschen kann, und es scheint ihm auch sehr gut zu gefallen."

Aber Betty ließ sich nicht ablenken. „Findet es Miß Westwood nicht etwas langweilig im Vergleich mit der Stadt?" fragte sie in harmlosem Ton. „Es wird allerdings wohl für sie eine gewisse Abwechslung sein."

„O, sie ist ganz glücklich", antwortete Frank. „Sie hat da alles, was das Herz einer Frau nur begehren mag. Aber sie ist in mancher Beziehung ein merkwürdiges Mädchen. Mitunter scheint sie außerordentlich gelangweilt und interessellos zu sein, und im nächsten Augenblick strahlt sie von Leben und Feuer, geradeso wie in der Stadt. Wir verbrachten während meines Daseins einen Abend in Dinard, und sie war die ganze Zeit über in ihrer besten Laune, sie lachte und scherzte und sprühte von Geist. Aber am nächsten Tag konnte man sie nicht einmal dazu bringen, auch nur ein Wort mit jemand zu sprechen. Ich fühlte mich niemals sicher, wie ich mich ihr gegenüber verhalten soll."

Betty sah ihn ernst an. „Sie scheinen ihr ziemlich viel Aufmerksamkeit gewidmet zu haben", bemerkte sie.

„Man muß doch schon," antwortete Frank, „der Tochter seines Wirts ziemlich viel Aufmerksamkeit widmen, besonders, wenn man ihr eigentlich die Einladung verdankt. Uebrigens ist sie auch ein wirklich prächtiges Mädchen."

Irgend etwas in dem Ton seiner Stimme schien Betty aufzufallen. „Ich glaube, Sie sind in sie verliebt", sagte sie plötzlich.

„Natürlich bin ich das", erwiderte Frank. „Jeder ist es, und sie erwartet es auch. Sie ist das wundervollste Geschöpf, das ich kenne."

Betty lachte etwas verzagt. „Wollen Sie sie heiraten?" fragte sie. „Sicher ist es Zeit, daß sie sich mit jemand verlobt."

Frank warf ihr einen schnellen Blick zu. „Liebe Freundin," erwiderte er, „ich glaube kaum, daß die Familie Westwood in mir einen wünschenswerten Bräutigam sieht. Ich glaube, die reiche und bekannte Miß Westwood könnte etwas Besseres finden als einen armen Zivilbeamten ohne Titel und Begabung."

„Ich weiß nicht, ob Sie hierin sehr klug sind?", fragte Betty, als spräche sie aus einer tiefen Weltkenntnis.

„Warum?" fragte Frank. „Weil ich mich vermesse, in Therese Westwood verliebt zu sein?"

„Nein, sondern weil Sie nicht um ihre Hand anhalten", antwortete Betty schnell und ziemlich ernsthaft. Dann fiel sie wieder in ihren scherzenden Ton zurück und meinte: „Junge Leute, wie Sie, scheinen mir den besten Teil ihres Lebens zu verschwenden, indem sie den wichtigsten Entscheidungen aus dem Wege gehen."

„Natürlich," sagte Frank mit gespieltem Ernst, „einen Rat, den eine Dame von Ihrem Alter und Ihrer Erfahrung erteilt, muß man wohl erwägen."

Betty erhob sich und dankte mit einer würdevollen Verneigung.

„Wissen Sie," sprach er jetzt mit vollem Ernst, „eine solche Frage darf man nicht nur als Herzensangelegenheit betrachten. Man muß dabei auch alles andere in Erwägung ziehen."

Betty nickte verständnisvoll. „Natürlich," sagte sie, „Heirat ist ein Geschäft wie jedes andere. Man geht nur darauf ein, wenn die Auskünfte befriedigend ausfallen. Und doch wundert sich Vater manchmal, weshalb ich noch immer im Laden bleibe und ihm helfe!"

(Fortsetzung folgt)

Orchester-Verein „Espressivo"

Vorausgeschickt sei, daß ich seit einiger Zeit bemüht war, einer Flöte, die durch Zufall in meine Hände gefallen war, mehr oder weniger holde Töne zu entlocken. Meine Nachbarn schienen durchweg der letzteren Ansicht zuzuneigen, denn sie grüßten mich nicht mehr. Das reizte mich aber nur zu immer größeren Attentaten auf die schonungsbedürftigen Ohren und Nerven meiner wehrlosen Hausgenossen. Aber auch das genügte meinem Ehrgeize nicht auf die Dauer. Ich suchte einen größeren Wirkungskreis. Da las ich eines Tages folgendes Inserat:

„Orchesterverein sucht einige Streicher und Bläser, die Lust haben, die Pflege der Orchestermusik auf der Grundlage einer künstlerischen Basis zu betreiben. Näheres in den Proben: jeden Dienstag abend, pünktlich 8 Uhr, Ackerstraße 93, bei Kalmweit. Gäste herzlich willkommen."

Das war ein Wink des Schicksals. Ein Orchester, oder, wie man wohl auch sagt: eine Kapelle, das war doch unbedingt das höchste der Gefühle, namentlich, wenn man selbst darin mitwirken und in aktive Berührung mit den Werken unserer großen, weniger großen und populären Meister treten konnte. Ich war also zur festgesetzten Zeit in der Ackerstraße. An der bezeichneten Stelle fand ich eine Kneipe, die sich als Weiß- und Bayerisch Bierlokal empfahl, mit einem franz. Billard, einem Fernsprecher und einem Vereinszimmer behaftet war und für den kommenden Sonntag ein Gänseausspielen sowie ein Eisbeineessen ankündigte. Ich trat ein und tastete mich nicht ohne Mühe durch den von dichtem Tabaksqualm erfüllten Schankraum, wo gerade mehrere umfangreiche Kraftdroschkenkutscher einen ziemlich geräuschvollen Umtrunk vornahmen, zu der Tür des Vereinszimmers durch, an der ein Pappschild mit der Aufschrift prangte: Orchesterverein Espressivo. Dienstag von 8—10.

Als ich eintrat, war es zwar schon 5 Minuten nach 8, ich traf aber trotzdem nur den ersten Vorsitzenden des Vereins, einen Kolonialwarenhändler seines Zeichens, gerade damit beschäftigt, die Notenpulte aufzubauen. Er begrüßte mich und befragte mich sogleich: Woher der Fahrt, sowie mein Nam und Art. Als er hörte, daß ich mich der sanften Flöte befleißigte, war er sichtlich erfreut, suchte aber diese Freude aus Prestigegründen krampfhaft zu verbergen. „Wir haben ja eigentlich schon zwei Flötisten, von denen allerdings der eine mehr redet als spielt, aber Sie können ja immerhin mal mitspielen und sehen, wie Sie zurechtkommen."

Nach und nach füllte sich der Raum mit Leuten, die Geigen auspackten und alsbald ein ebenso heftiges wie anhaltendes Stimmen anhuben. Auch ein Cello kam zum Vorschein und wurde ehrfürchtig begrüßt. Die Bratsche hatte gerade ihren Austritt erklärt, weil sie die Forderungen des Dirigenten: Pünktlichkeit, Unterlassen des Rauchens beim Spielen, möglichst richtige Noten und Taktshalten (wirklich ein wenig viel auf einmal), als unerfüllbar und beleidigend ansah. Als Ersatz war ein Gitarrespieler des befreundeten Mandolinenklubs „Acceler ando" eingesprungen. Aus dem Hintergrunde drang donnerartiges Getöse. Dort hatte sich nämlich das verhältnismäßig zahlreiche Schlagzeug konzentriert. Daneben entlockte ein dicker Mann ohne jegliches Haarwuchs einer Trompete markerschütternde Töne. Die beiden Flötisten waren auch schon da. Der eine begann sofort von sich zu erzählen, während der andere durch nicht ganz chromatische Läufe mit seiner Technik zu prunken suchte.

Inzwischen war auch der Dirigent eingetroffen: ein früherer Militärmusiker und jetziger Gerichtsvollzieher, der gegen freie Zeche die künstlerische Leitung der Kapelle besorgte und ausbedungenermaßen mit „Herr Musikmeister" angeredet wurde. Er hielt eine kurze, grammatisch nicht ganz einwandfreie Ansprache, in der er auf das bevorstehende öffentliche Konzert hinwies. Es sollte in einem benachbarten Saaletablissement stattfinden, und von jedem einzelnen wurde das Aeußerste an regelmäßigen und pünktlichen Besuch der Proben, Aufmerksamkeit und fleißigem Billettverkauf erwartet. Dann verlas er das Programm. Es lautete:

1. Einzug der Gladiatoren, Marsch.
2. Sinfonie H-moll von Schubert.
3. Ouverture „Berlin, wie es weint und lacht".
4. Träumerei von Schumann, Cello-Solo.
5. Fantasie aus der Oper „Martha".
6. Loin du Bal. Intermezzo.
7. Wie schön bist du! (Lied für Trompete).
8. Mein Traum, Walzer.
9. Mit Bomben und Granaten, Galopp.

Programmänderungen vorbehalten!

Nach dem Konzert: Tanz!

Natürlich enthielt das Programm die Unvollendete von Schubert. Es gibt keinen Dilettantenverein, der sich nicht mehrfach an ihr verkreist, vermutlich, weil sie rhythmisch einfach und daher nicht leicht umzuwerfen ist, und weil man ihr Themenmaterial aus dem „Dreimaderlhaus" kennt.

Jetzt kam ich auch dazu, mir die Kunstgenossen genauer zu betrachten. Es saßen da sechs erste, drei zweite Geigen, die schon erwähnte Gitarre, das Cello, mit mir gerechnet drei Flöten, eine Trompete. Sehr zahlreich aber war die schwere Artillerie des Schlagzeugs vertreten, nämlich mit dem ganzen Arsenal jener Lärminstrumente, die zur Begleitung der modernen Tänze ein rhythmisches Geräusch von sich zu geben pflegen. Die fehlenden Instrumente wurden auf einem nicht ganz rein gestimmten Pianino ergänzt, dessen gelbliche ausgehöhlte Zähne auf ein ehrwürdiges Alter und eine bewegte Vergangenheit schließen ließen. Die Künstler waren zum Teil ältere gewichtige Männer, die sonst sicher eine nützlichere Tätigkeit ausübten, zum Teil junge Burschen, die sich sehr laut und ungeniert über die letzten Fußball- und Boxkämpfe unterhielten. Das Mittelalter fehlte völlig. Alle aber tranken viel Bier und rauchten gewaltig.

Jetzt klopfte der Dirigent auf mit dem Erfolge, daß er sich nach weiteren fünf Minuten halbwegs verständlich machen konnte. „Also, meine Herrschaften, wir spielen jetzt die unvollendete Sinfonie von Schubert. Nu wern Se ja einsehn, daß wir unser verehrten Publikus nur was vollständiges vormachen dürfen. Wir spielen also erst die richtigen zwei Sätze, dann kommt der Sehnsuchtswalzer und zum Schluß der Militärmarsch. So haben wir dann vier Sätze, alle von Schubert, und keiner kann sein Entree zurückverlangen. Der erste Satz is ein janz jewöhnlicher Walzer. Vorne steht zweimal p, das ist italienisch und heißt: janz leise. Aber des wird nur bei janz jroße Kapellen jemacht. Von Sie muß ich schon verlangen, daß Se spielen, was des Zeug hält, sonst is nachher in dem jroßen Saal nischt zu hören. Bei de Preußen ham wers och immer so jemacht, und wenn wer recht laut jespielt ham, dann ham de Leute immer am meisten jeklatscht. Also: Achtung! Fertig! Los! 1! 2! 3!"

Und nun ging es los. Ich muß sagen, daß ich den guten Schubert von einer ganz neuen Seite kennen lernte, und daß das doch immerhin ziemlich bekannte Werk ganz neue ungeahnte Wirkungen hervorbrachte. Ein besonderer Vorzug dieses Orchesters schien es zu sein, daß die Individualitäten der einzelnen Mitwirkenden nicht in der Masse untergingen, sondern sich siegreich behaupteten. Jeder spielte, wie es ihm paßte, der Dirigent aber schien nur ein Dekorationsstück zu sein. Jedenfalls ließ sich niemand durch seine weitausholenden Bewegungen irgendwie beeinflussen. War es aber einmal nicht anders möglich, als zusammenzuspielen, weil die betreffende Stelle gar zu einfach war, so unterschieden sich wenigstens die von den einzelnen Geigern gebrachten, an und für sich identischen Noten durch nicht unbeträchtliche Unterschiede in der Tonhöhe. Ueber die Bläser will ich den Mantel der

Nächstenliebe decken. So war man bis zu dem schönen Cellothema gekommen. Da ereignete sich eine unvorhergesehene Störung.

Eine Anzahl Gäste drang aus dem Schankraum in sehr geräuschvoller Weise in das Vereinszimmer ein, das die einzige Möglichkeit bot, zur Toilette zu gelangen. Dabei verfehlten sie nicht, ihre Kritik zu üben und Programmänderungen anzuregen. Schließlich versprachen sie der Kapelle eine Lage Helles und Schnaps, wenn sie gleich einen richtigen Marsch spielen würde.

Die Wirkung war fabelhaft. Trompete, Schlagzeug und ein Teil der Geigen setzten sofort mit einem donnernden Marsch in Es-dur ein, während das Cello sein schönes Solo fortsetzte, nur unterstützt von wenigen Getreuen, deren aber angesichts des hoffnungslosen Kampfes von Minute zu Minute immer weniger wurden. Der Dirigent wartete in kluger Neutralität ab, um sich nach entschiedener Schlacht der stärkeren Partei anzuschließen.

Es war eine Katastrophe, ein Seitenstück zu dem Sängerkrieg auf der Wartburg.

Da in einem günstigen Augenblick wandte sich der Gast mit Grausen und ward nicht mehr gesehen.

Drasa.